

Am 24. Oktober 2007 hat Georg Bydlinski bei einem Symposium über die österreichische Lyrikerin Christine Busta (1915-1987) in Wien einen sehr persönlich geprägten Vortrag gehalten; er bildet die Grundlage für den folgenden Aufsatz, welcher Ende 2008 im facettenreichen Band „Christine Busta – Texte und Materialien“, hrsg. v. Michael Hansel, im Wiener Sonderzahl Verlag publiziert wurde.

Georg Bydlinski

### ***Sonnensprache und Sternenmühle***

Mein Zugang zur Lyrikerin und Kinderbuchautorin Christine Busta

Ich beginne mit einem ausführlichen Zitat – einem 30 Jahre alten Brief von Christine Busta an die Perchtoldsdorfer Bibliothekarin Herta Stallmaier:

„Liebe Frau Kollegin,

ich danke Ihnen f. d. Gedichte von Herrn G. B., die Sie mir zur Durchsicht schickten. Sie verraten starke Sensibilität, Gefühl für Sprache u. Rhythmus, Ernst u. Reinheit der geistigen Haltung u. auch eine gewisse Sprödigkeit, die besser ist als epigonale Glätte. Beim Reim würde ich dem Autor zu einer gewissen Vorsicht raten, er wirkt bei ihm manchmal ein bißchen korsettartig. Das Reimlose klingt bei ihm ursprünglicher.

Prognosen stelle ich nicht gern. Eine gewisse thematische Enge könnte sich mit wachsender Erfahrung durch Lebens- u. Erlebniszuwachs erweitern. Was ich für wichtig halte: sich Zeit für die eigene Entwicklung zu lassen – an seinem Verhältnis zum Leben, zur Welt zu arbeiten – auch in der Sprache.

Wovor ich warnen möchte: zu früh in die Öffentlichkeit zu gehen. Und wenn man es trotzdem tut, es nicht aus Gründen der Eitelkeit zu tun. Es könnte ein Talent verstören, ja zerstören. Auf die eigene innere Stimme hören ist wichtig, aber ebenso wichtig ist, sich in andere einzuhören u. Wesentliches herauszufinden, sich [zu] fragen, was bleibt mir noch zu sagen, muß ich es sagen od. lebe ich es besser u. wie sage ich es, wie scheide ich ‚Angehörtes‘ nach Möglichkeit aus? Wie groß ist meine Substanz? Welche Möglichkeiten des sprachlichen Ausdruckes gibt es? Ist mir das Schreiben so wichtig, daß ich es auch tun würde, wenn ich nie Aussicht auf äußeren Erfolg hätte? Es ist besser, sich diese Fragen vorher zu stellen, daß Enttäuschungen nicht verbittern u. lähmen. Es gibt so viele Möglichkeiten des Lebensversuchs, man sollte einige prüfen u. sich dafür offenhalten, Anteil nehmen an den mannigfaltigen Offenbarungen des Menschen u. sich den Respekt erarbeiten u. bewahren – auch vor Tätigkeiten, die nicht in den Ruhm od. Pseudoruhm führen sondern in die Notwendigkeit. Sie ist die strenge Meisterin des Lebens. Ohne sie zu erkennen, gibt es auch keine echten Künstler, höchstens ein paar eitle, überhebliche u. marktschreierische Tröpfe mehr.

Das soll nicht entmutigend klingen, aber nachdenklich machen. Die letzte Entscheidung, für den Weg, den man einschlägt, kann jeder nur für sich selber treffen. Aber die Bereitschaft zu langen, mühsamen, inneren Wegen ist unerlässlich u. sie müssen oft neben harten, desillusionierenden Alltagswegen gegangen werden.

Ich weiß nicht, was der Verfasser vorliegender Gedichte liest u. gern liest. Viellesen ohne Intensität könnte ebenso verwirrend wirken wie nichts Lesen verengend. Aber vielleicht sollte er sich einmal für seine Gemütslage mit Peter Huchel befassen, der (in der ‚Sternenreise‘) in seinen Anfängen u. a. auch stark stimmungsbetont war u. darüber hinaus in ein spannungsgeladenes, ruhiges Anschauen, Nennen u. Aussagen gewachsen ist. (Im Bd. ‚Chausseen‘ u. im letzten Bd. Den Titel des 3. Bds. hab ich vergessen, er ist 1972 od. 73 bei Fischer erschienen.) Auch Brecht hielte ich für gut u. zwar die kleine Auswahl in d. Suhrkamp-Reihe! Das sind nicht die einzigen Möglichkeiten, aber vielleicht 2 Eckpfeiler der Sprachbehandlung, die dem Erlebnis der Gegenwart nahestehen. Natürlich wären noch viele

andere zu nennen. Interessant für ihn wäre vielleicht auch Alfred Geßweins [sic!] ‚Vermessenes Gebiet‘. Dieses! Zunächst *nicht* seine Mundartgedichte, was keine Abwertung sein soll! Bitte betrachten Sie das nicht als Gängelwollen – nur als auswählenden Rat aus der Fülle des Möglichen, das der Wegweisung u. Aufbruchshilfe aus Ich- u. ausschließlicher Gefühls- u. Stimmungsbetontheit dienen könnte.

Ich maße mir nicht an, mit meiner persönl. Beurteilung in allem richtig zu liegen u. möchte, was ich sage, in aller Behutsamkeit gesagt haben. Wenn Herr G. B. unbedingt jetzt schon den Versuch zur Publikation wagen will – etwa als Prüfstein – soll er es etwa zuerst beim ‚Podium‘ probieren, das viele junge Autoren bringt u. eine sehr weitherzige Einstellung hat. [...] Ich habe am Rand einiger Gedichte Punkte gemacht, die dafür etwa in Frage kämen. Aber vielleicht wären Herrn G. B. andere wichtiger für einen Start.

Alles in allem wünsche ich ihm viel Gutes. Und seien Sie mir, bitte, nicht böse, wenn meine Art der Beurteilung allzu bedenklich ausgefallen ist u. Ihren Erwartungen nicht entspricht. Ein Schelm gibt mehr als er hat u. die ‚Materie‘ ist zu heikel, um gleich mit munter wehenden Fahnen großer Hoffnungen zu winken. Es ist alles eine Frage der Entwicklung u. der Zeit u. schwieriger Reifungsprozesse. – Ich grüße Sie mit vielen guten Wünschen für Ihr Leben u. Ihre Arbeit herzlichst

Christine Busta<sup>ci</sup>

Frau Stallmaier hat mir diesen Brief damals weitergeleitet. Ich habe lange überlegt, ob ich ihn hier einbeziehen soll. Aber dann habe ich mir gedacht, es geht darin ja keineswegs nur um die lyrischen Versuche des noch nicht 21-jährigen G. B. (ich weiß nicht einmal mehr, welche meiner Gedichte damals den Weg zu Christine Busta fanden), sondern wir erfahren aus den Zeilen des Briefes sehr viel über Busta selbst, poetologisch und menschlich; er gibt Aufschluß über ihre Ernsthaftigkeit und Umsicht, die Arbeit an der Sprache und am Leben, die Behutsamkeit, einen jungen Anfänger nicht zu entmutigen, damit verbunden aber auch die komplementäre Verpflichtung, ihn vor Illusionen über die literarische Welt zu bewahren. Die Bereitschaft, sich für einen jungen Unbekannten so viel Zeit zu nehmen, hat mich damals sehr – und jetzt beim Wiederlesen fast noch mehr – gefreut. Sie wurzelt darin, daß es Christine Busta um die Sache, nämlich um die *Sprache*, ging – nicht um irgendein oberflächliches Image. Interessant finde ich in diesem Zusammenhang auch die stilistische Weite ihrer Lektüre-Empfehlungen: Brecht, Huchel, Gesswein. (Natürlich habe ich die dann alle gelesen!) In vielem wird Bustas eigene Grundhaltung als Mensch und Dichterin deutlich, die auch ihre Lyrik prägt und bestimmt. Busta hat sogar in diesem handgeschriebenen, informellen Brief an die Bibliothekarskollegin noch an Formulierungen gefeilt, den einen oder anderen Ausdruck gestrichen und geändert, um ihr Anliegen zu verdeutlichen. Ich habe mich durch ihren Brief sehr ernstgenommen gefühlt, und das ist für einen angehenden Schriftsteller viel.

Der zitierte Brief war eigentlich mein dritter Zugang zu Christine Busta. Mein zweiter war die eigene Lektüre von Busta-Gedichten. Und der erste – viel früher, in der Kindheit – war das Erlebnis der „Sternenmühle“<sup>ci</sup> in Text und Bild, mit den sich über die Texte hinaus tief einprägenden Illustrationen von Johannes Grüger, wie etwa dem ums Haus gehenden „Mondmann“ oder dem „Löwen Haferschluck“.

Damit komme ich zu Christine Bustas Kinderlyrik. Bustas Rolle nach dem Zweiten Weltkrieg war für die Kinder- und Jugendliteratur eine sehr wichtige: Eine anerkannte Autorin hat sich bewußt an ein kindliches Publikum gewandt, sie hat eine Art ‚Türöffnerfunktion‘ für die Literatur in einem damals vor allem von der Pädagogik her rezipierten Bereich wahrgenommen<sup>iii</sup> – und das auch noch sehr erfolgreich! Meine Ausgabe der „Sternenmühle“ (und das ist keinesfalls die letzte) trägt im Impressum den Vermerk 6. Aufl., 56.-65. Tsd., eine für Kindergedichte unglaublich hohe Stückzahl, ein kinderliterarischer Erfolg, der heute, in einer völlig veränderten Buchwelt mit immer mehr Titeln und immer kürzeren Laufzeiten, in dieser Form wohl nicht wiederholbar wäre.

Ich möchte aus der „Sternenmühle“ drei Gedichte als Beispiele bringen, die ersten zwei sind dabei vielleicht nicht ganz so bekannt wie das dritte.

Regen kommt auf Besuch

Die Regenwolke fährt übers Haus,  
die Taube im grauen Federflaus  
hockt unterm Dach verkrochen.  
Aber die muntere Kellermaus  
putzt sich und äugt aus dem Loch heraus  
und wispert: „Jetzt steigen die Tropfen aus,  
man hört sie schon trippeln und pochen.“<sup>iv</sup>

Interessant ist, daß sich in vielen Kindergedichten von Christine Busta ähnliche Reim- und metrische Schemata finden wie in ihrer Lyrik für Erwachsene.

Windiger Tag

An jeder Ecke gibt's heut ein Scharmützel:  
der Wind pflückt Kapuzen und Kinderhauben,  
hat keinen Respekt vor Damenhüten  
und hängt sie an kahle Sträucher wie Blüten,  
dem Maronibrater stibitzt er Stanitzel,  
und die Zeitungsfrau flattert wie zwanzig Tauben.<sup>v</sup>

Wegen ihrer komplexen Bildwelt und der ausgefeilten Strukturen verlangen viele Busta-Kindergedichte bereits etwas größere Kinder als ZuhörerInnen oder LeserInnen. Der Erfolg der „Sternenmühle“ auf dem Buchmarkt hat aber dazu geführt, daß in der Folge auch andere Kinderlyrikbände erscheinen konnten. So brachte Friedl Hofbauer ihren Band „Die Wippschaukel“<sup>vi</sup> heraus, in dem sie sich in subtiler Weise in die Sprech- und Lebensrhythmen kleiner Kinder einhört und aus diesen Rhythmen heraus auch altersadäquate Gedichtformen entwickelt, wie etwa das titelgebende Gedicht „Wippschaukel“, in dem sich in der mit Wiederholungen arbeitenden Beschreibung des Schaukelprozesses Form und Inhalt unauflöslich verschränken:

Hoch tief  
auf und nieder  
hoch tief  
immer wieder  
hoch tief sitzt du oben  
hoch tief schon verschoben  
[...]  
hoch tief voller Freude  
hoch tief sind wir beide  
hoch tief hoch tief  
hoch tief  
aus.<sup>vii</sup>

Zurück zu Christine Busta und dem dritten Gedicht aus der „Sternenmühle“:

Für den Winterabend

Wenn der Mondmann geht ums Haus,  
weht der Schnee bald leiser,  
nur die rote Feuermaus  
huscht noch durch die Reiser.  
Leiser, als die Spinne spinnt,

webt im Ofenloch der Wind  
Träume schon für Vater,  
Mutter, Kind und Kater.<sup>viii</sup>

Wenn auch manche Wörter in diesem Gedicht („Reiser“, „Ofenloch“) keinen Sitz im Leben in der Alltagswelt heutiger Kinder mehr haben, so bleibt die atmosphärische Vermittlung einer zauberhaften Winterabendstimmung dennoch zugänglich, vor allem im Zusammenspiel mit Johannes Grügers Illustration des Mondmannes mit seiner Laterne vor dem nachtdunklen Haus, der von zwei am Fenster stehenden Kindern beobachtet wird. Überhaupt scheint mir, daß Grügers Bilder die Texte bestens ergänzen und eine große Rolle bei der Klassikerwerdung der „Sternenmühle“ gespielt haben.

Bustas zweites Gedichtbuch für Kinder, „Die Zauberin Frau Zappelzeh“<sup>ix</sup>, erschien zwanzig Jahre später. Hilde Leiter, übrigens auch selbst als Autorin von Gedichten und Geschichten für Kinder tätig, hat es originell und einfühlsam (oft mit Mischtechniken) illustriert und auch den zum Teil heitereren, leichteren Grundton der hier versammelten Busta-Gedichte gekonnt eingefangen. Mein absolutes Lieblingsgedicht aus dem kinderlyrischen Werk Christine Bustas ist in diesem Band enthalten:

Die Mutter macht's leicht,  
die Wahrheit zu sagen

Im Haus hält sich ein Bär versteckt,  
der heimlich unsern Honig schleckt,  
der Tiegel ist fast leer.  
Warst du vielleicht der Bär???

Hier hat die Autorin den kindlichen Ton ideal getroffen, Einfachheit in der Form und Heiterkeit im Ton verbunden zu einem Vierzeiler, der letztlich eine Hommage an die liebevolle Zuwendung der humorvoll fragenden Mutter darstellt. Eine, vielleicht dieselbe Mutter spielt auch im folgenden Gedicht keine ganz unwesentliche Rolle:

Ostereier

Schau doch, die vielen bunten Eier!  
Wer hat die Farben so schön gemischt?  
Wer malte die blauen, die gelben, die roten?

Der Osterhase mit flinken Pfoten.  
Und ausgerechnet an Mutters neuer  
Schürze hat er sie abgewischt!<sup>xi</sup>

Das dritte Gedicht aus der „Zauberin Frau Zappelzeh“, das ich hier vorstellen möchte, ist eine Art Grenzgängergedicht; es stellt einen Übergang zu Bustas Erwachsenenlyrik dar und könnte fast genauso in einem ihrer Bände für große LeserInnen stehen. Das Gedicht ist freirhythmisch und ungerimt, es enthält viele Schlüsselwörter, die in Bustas Lyrik immer wieder vorkommen wie „Erde“, „Mond“, „Stern“, „Erz“, „Löwenzahn“, „Sonnenblume“, „Bienen“.

Wovon träumt der Astronaut auf der Erde?  
Daß er wie Löwenzahnsamen fliegt  
von Stern zu Stern,  
fremde Erze entdeckt  
und nie gesehene Steine.

Wovon wird er als Mann im Mond einst träumen?  
Daß er als Sternschnuppe heimfallen darf

und ein Gärtchen wiederfindet,  
wo die Bienen  
die Sonnenblumen erobern.<sup>xii</sup>

Das ist sicherlich kein Gedicht, das sich an Vier- oder Fünfjährige wendet, sondern an größere Kinder und an jene Erwachsenen, die irgendwo auch Kind geblieben sind, die ihren kindlichen Kern anerkennen und schätzen.

Ich habe als Herausgeber die Möglichkeit gehabt, zwei Bände mit österreichischer Kinderlyrik zusammenzustellen und herauszubringen: „Der Wünschelbaum“<sup>cxiii</sup> und „Der neue Wünschelbaum“<sup>cxiv</sup>. Zwischen diesen Publikationen liegen fünfzehn Jahre, und in beiden waren Busta-Gedichte natürlich unverzichtbar.

Das Gedicht vom Astronauten hat uns schon ein wenig zur Lyrik für Erwachsene hingeführt. In meiner Studentenzeit habe ich eine Zeitlang viel von Christine Busta gelesen, und als ich kürzlich die Einladung erhielt, zum Busta-Symposium beizutragen, habe ich mir gedacht, daß es in diesem Zusammenhang sinnvoll sein könnte, jene fünf Bände, die ich mir damals – vor etwa fünfundzwanzig bis dreißig Jahren – als junger Lyriker gekauft hatte, einer Relektüre zu unterziehen. Ich war selbst sehr gespannt darauf, wie ich den Texten wiederbegegnete und wie sie mir.

Ich habe meine Busta-Bände bewußt chronologisch der Reihe nach gelesen, angefangen mit „Lampe und Delphin“<sup>cxv</sup> bis hin zu „Inmitten aller Vergänglichkeit“<sup>cxvi</sup>, dem letzten zu Bustas Lebzeiten erschienenen Band. Die Sammlungen umspannen immerhin eine lyrische Entwicklung von drei Jahrzehnten. Und es war für mich beim Wiederlesen interessant, darauf zu achten, in welchen zeitlichen Abständen die Bücher herausgekommen waren und wie alt die Autorin bei welchem Band jeweils gewesen war.

Allgemein kann ich sagen, daß sich viele Lektüre-Erlebnisse von damals bestätigt haben, viele Gedichte, die sich damals eingepreßt hatten, haben mich immer noch bewegt und berührt, es kamen beim Wiederlesen jedoch einige neue Lieblingsgedichte dazu, wohl auch vor dem Hintergrund der eigenen inzwischen gewachsenen Lebenserfahrung.

Vom Veröffentlichungsdatum her gesehen war „Lampe und Delphin“ mein erster Busta-Band; er erschien 1955 (ein Jahr vor meiner Geburt), die Autorin war bei Erscheinen vierzig Jahre alt. Das Buch enthält sehr viele gereimte Gedichte, die formalen Strukturen stehen oft im Vordergrund, das Pathos ist manchmal noch recht stark, und bisweilen werden durch die Fülle an Bildern die einzelnen Bilder und Metaphern entschärft, verundeutlicht, während in der späteren Entwicklung der Dichterin das Einzelbild viel stärker wirkt und zur Geltung kommt, da es nicht mehr in einem kompakten metrisch-strophischen Gesamtgefüge gleichsam aufgehoben ist.

In einigen Gedichten in „Lampe und Delphin“ finden wir Trakl-Anklänge. Georg Trakl verwendete oft das Reimschema ABBA; Christine Busta hat es im folgenden Gedicht, das ich sehr mag, variiert:

Abend in der Lobau

Die Unke ruft aus einer andern Zeit,  
am Laubwall rückt des Lichtes goldner Zeiger,  
im Grase stimmen unsichtbare Geiger  
das Stundenlied der steten Grille an.

Schwarz überm bleichen Schilf kreist ein Milan,  
jäh zuckt des Wassers träge Silberhaut,  
am Damm erlischt ein rotes Knabenkraut,  
der Weg zurück ist schon vom Mond verschneit.<sup>xvii</sup>

Der Traklsche Ton der schönen Melancholie oder melancholischen Schönheit ist in diesem Text deutlich spürbar. Formal hat Busta das Reimschema ABBA zu einem ABBC – CDDA

weiterentwickelt, d. h. das erste und das letzte Reimwort bilden eine Klammer, die das gesamte Gedicht umschließt.

Auf der Buchseite daneben steht ein Gedicht, das schon ein bißchen in die Richtung des Aussparens, des kürzeren, lakonischeren, aber doch auch in die Stille hineinschwingenden Ausdrucks weist.

Horizont der Toten

Lang ist das Gras des Vergessens.  
                                    Wer weidet nachts auf den Hügeln?  
Geistergeläut des Winds,  
                                    die goldenen Äser des Himmels.  
Aber die Rispen stehn  
                                    unberührbar wie je.<sup>xviii</sup>

Viele Gedichte von Christine Busta übertragen biblische Situationen in die Gegenwart, versuchen deren Aktualität herauszuarbeiten. Bustas unkonventionelle, ‚geerdete‘, an den Nächsten rückgebundene Religiosität täte weiten Kreisen der heutigen Kirche in vielfacher Hinsicht gut. Der existentielle Bezug ist Busta stets wichtiger als die reine theologische Theorie. Im folgenden Text spielt die Autorin mit Elementen eines Weihnachtsliedes und bricht dessen ‚Harmlosigkeit‘ durch aktuelle Bezüge auf; ich zitiere die ersten beiden Strophen:

Weihnachtslied aus einer Baracke

Eia popeia, was raschelt im Stroh?  
Was weint denn die Mutter im Finstern oft so?  
Der Vater beim Holzen hat löchrige Schuh,  
versperrt hält der Bauer das Huhn und die Kuh.

Eia popeia, was raschelt im Stroh?  
Die Hirten sind mager, der Engel nicht froh.  
Herodes verliert halt sein Gold nicht gern,  
drum zahlt er die Krieger mit unserem Stern.<sup>xix</sup>

Hier entwickelt sich bereits der typische Busta-Ton. – Ich könnte noch vieles aus diesem Band zitieren, möchte mich aber aus Platzgründen auf eine kleine Beobachtung beschränken: auf die Rilke-Anklänge im Gedicht „Der Traum von den drei Engeln“<sup>xx</sup>. Es war für mich sehr beruhigend zu sehen, daß auch eine Autorin, die ich damals schon als ‚fertige‘ Dichterin sah, ihre Vorbilder hat, ihre Einflüsse, von denen her sie nach und nach ins Eigene kommt. Das Sich-Anverwandeln der Tradition, die vielfältigen kleinen Echos in einem Text können etwas sehr Reizvolles sein.

Meine zwei Lieblingsbände im lyrischen Werk von Christine Busta sind „Unterwegs zu älteren Feuern“<sup>xxi</sup> und „Salzgärten“<sup>xxii</sup>. „Unterwegs zu älteren Feuern“ ist zehn Jahre nach „Lampe und Delphin“ erschienen, Busta war fünfzig. Man erkennt in diesen zehn Jahren auch sehr gut die Entwicklung der Autorin weg vom Gereimten – der Reim ist hier deutlich seltener geworden, vor allem am Anfang des Bandes ist der Ton nun viel knapper, reduzierter, sind die Texte auf präzise ausgewählte Bilder konzentriert, die oft nicht nur illustrieren, sondern schon die Aussage selbst sind. Ich möchte auch aus diesem Band einige Beispiele bringen.

Gleichnis

Manchmal dürfen wir rasten  
in den Sonnegevierten

verlassener Mittagshöfe.

Tore wie Engel,  
dunkle Flügel  
nach innen geschlagen,  
Offnes,  
durch das wir ein- und ausgehn,  
blendendes Licht  
und Schattenkühle.

Abends, wenn sie sich wieder schließen,  
sind wir Verbannte  
oder daheim.<sup>xxiii</sup>

Oder ein paar Seiten weiter:

Istanbul

Wir haben den Muezzin nicht gehört,  
es schrien die Händler.  
Vergeblich rief der Hamal,  
es brüllte das Schiffshorn.  
Nur Christus, der dreimal Gefangene,  
in der goldenen Wand,  
im Olivenholz,  
in den Netzen der Fischer  
schwieg.<sup>xxiv</sup>

Ohne daß ich es systematisch untersucht hätte: Ich höre als Leser in manchen Gedichten von Christine Busta Anklänge an Günter Eich, und zwar in Diktion und Thematik. Vielleicht wäre es interessant, dem einmal genauer nachzugehen. Friedl Hofbauer, die Busta gut kannte, hat mir erzählt, daß Eich in Autorenkreisen damals sehr angesehen und einflußreich war. Eich selber hat ja in seinem lyrischen Werk eine Entwicklung weg vom gereimten, strophischen Gedicht, hin zu einer lakonischen, zum Teil auch rätselhaften Diktion genommen. Ich darf einen seiner Texte hier einschieben:

Nachts

Nachts hören, was nie gehört wurde:  
den hundertsten Namen Allahs,  
den nicht mehr aufgeschriebenen Paukenton,  
als Mozart starb,  
im Mutterleib vernommene Gespräche.<sup>xxv</sup>

Also auch hier eine knappe, anreihende Poetik, die aber sehr viele Assoziationen weckt. Vielleicht waren auch beide – Eich wie Busta, aber auch Karl Krolow oder Heinz Piontek und viele andere – nur Teil eines größeren literarischen Prozesses, der wegführte von der starren, festgefügt Form und hin zu freieren Formen, zu einer größeren Annäherung an die Alltagssprache. Es ist sogar denkbar, daß beides – konkrete Eich-Einflüsse und die Teilhabe am umfassenderen Prozeß – hier zusammengespielt hat. Überdies dürfte es bei bestimmten schriftstellerischen Temperamenten eine literar- und lebensgeschichtliche Entwicklung geben, die vom ‚formalen Überschwang‘ der frühen Jahre nach und nach zu einer reduzierteren, ‚wesentlichen‘ lyrischen Schreibweise führt.

In diesem Zusammenhang bemerkenswert ist auch das Gedicht „Der Kahlschlag“<sup>xxvi</sup> aus „Unterwegs zu älteren Feuern“, ein langes Gedicht, das ich hier auszugsweise zitiere:

Der Kahlschlag

Zu wem denn soll ich nun reden?  
Holzdiebe waren da!  
Sie haben mein Echo vertrieben,  
barbarisch den Wald geschlägert,  
die schützenden Stämme verschleppt.

Das könnte auf einer zweiten Ebene heißen: Die festen Formen funktionieren nicht mehr. Wir können uns nicht mehr festhalten an oder verstecken hinter vorgegebenen Modellen, die man nur dem jeweiligen Thema anpaßt, sondern wir müssen danach trachten, der jeweiligen Gegenwartsexistenz adäquate Formen zu finden. Später, im selben Gedicht, sagt Busta:

Freilich war's nicht mein Wald. Doch wessen  
sind die Wälder und wer verteilt sie?  
Ist nicht jeder der Dieb eines andern?  
Wem hab ich sein Echo entwendet?  
Hat's nicht dafür meine Stimme bestohlen?

Hier geht es um eine sehr facettenreiche Angelegenheit. Wir haben gehört über das Sich-Anverwandeln anderer Traditionen – dieses Sich-Aneignen ist nun eindeutig etwas anderes als Stehlen. Im Gedicht ist etwas überpointiert ausgedrückt, was Christine Busta sehr beschäftigt zu haben scheint. Sie selbst hat wohl niemandem auf radikale Weise „das Echo entwendet“, sie hat sich nur beeinflussen lassen wie jede/r. Aber – wie sie schreibt – der reale Diebstahl eines „Echos“ hätte zur Folge, daß die eigene „Stimme bestohlen“ wird, daß man deshalb literarisch gar nicht zu sich selbst finden, ins Eigene kommen kann, und das ist ein durchaus tiefgehender Aspekt, über den man länger nachdenken könnte. Zwei kurze Gedichte möchte ich aus dem Band noch zitieren:

Gefrorener Wasserfall

Reglos hängt er am Fels,  
eisgraue Wurzeln ins Nichts getrieben,  
manchmal ein Windgeläute,  
gläsern.

Unsichtbar im Gestein:  
gestauter Schwall  
für die Wasserorgeln des Frühlings.<sup>xxvii</sup>

Und noch kürzer:

Ein Zeitereignis

Der Sturm  
hat unsern Kirchturmzeiger  
ausgerissen.  
Wir gehen wieder  
nach der alten  
Sternenuhr.<sup>xxviii</sup>

Ich habe diesem meinem Beitrag den Titel „Sonnensprache und Sternenmühle“ gegeben – die „Sonnensprache“ stammt aus Bustas fünfteiligem Gedicht „Die andere Sprache“<sup>xxix</sup>, dessen abschließender Teil folgendermaßen lautet:

Eine andere Sprache:  
Sonnensprache der Schlangen  
zwischen die Lieder gezügelte.

Unter dem Wimpernflügel  
Salz des entsiegelten Sterns.

Hier finden wir wieder zwei Schlüsselwörter, die bei Christine Busta häufig auftauchen – „Salz“ und „Stern“. Das „Salz“ führt uns zum Band „Salzgärten“, der 1975, als die Autorin sechzig war, erschienen ist, wiederum zehn Jahre nach dem Vorgängerband. In diesem Buch gibt es nur noch ein einziges gereimtes Gedicht („Wenn der Friede kommt“, S. 46), die Texte sind meist sehr verknüpft und oft aufzählend-anreihend, eine Gegenbewegung zum Pathos und zur überstrukturierten Form. Dadurch wird die Leserin / der Leser implizit stärker miteinbezogen, zur eigenen Stellungnahme herausgefordert.

Vieles hab ich im Leben gesammelt:  
Worte, Bilder, Disteln und Steine,  
Muscheln, Hölzer und Samenkapseln,  
Scherben, Bitternisse und Schweigen.

Eines hätt ich so gern *geborgen*:  
die verkommene Güte des Menschen.<sup>xxx</sup>

In einigen Gedichten gelingt es Busta wie mühelos, vielschichtig vorzugehen, verschiedene Bedeutungsebenen gleichzeitig anklingen zu lassen.

Erfahrungen

Von all den abhanden gekommenen Dingen  
möchte ich eines wiederhaben:  
die Schiefertafel, die schlichtgerahmte,

auf der ich das Schreiben behutsam erlernte,  
weil die Griffel so leicht zerbrachen,  
auf der sich die Zeichen so rasch verwischten,  
daß ich bangte um **a** und **o**,  
auf der ich **Mama** und **Mimi** auslöschen  
mußte, begierig nach neuen Worten,  
traurig, weil auch diese vergingen,

bis ich auf einmal – bestürzt und getröstet –  
in blanker Schwärze die Kratzspur entdeckte,  
die als Geheimschrift von allem blieb.<sup>xxxi</sup>

Natürlich handelt dieses Gedicht von der Schule, aber ebenso vom Leben an sich, von den Erfahrungen, die sich einprägen ins Bewußtsein, aber auch ins Unterbewußte, Unbewußte. Die nächsten beiden Gedichte gehören wieder zu den ganz knappen Texten, sie wecken jedoch beim Lesen eine Fülle von Assoziationen.

Mauern

Jerusalem und Berlin.  
Die Mauer  
ein offenes Buch  
voll Geheimschrift.

Jeder hat dort eine Letter  
aus Schmerz,  
aus Schuld.  
Die entziffert nur er.<sup>xxxii</sup>

Psalm

Verletzlicher Mahlsterne Erde,  
Wasserstaub, Steinstaub,  
Lichtstaub.

Menschenmehl. Unser verfluchter  
und gesegneter Brotsterne  
in einer dünnen Rinde Luft.<sup>xxxiii</sup>

Bei meiner Erstlektüre haben mich auch zwei unkonventionelle ‚christliche‘ Gedichte mit ihrer kritischen Sichtweise sehr stark angesprochen. Ein Vergleich des ersten mit dem oben zitierten ‚Weihnachtslied aus einer Baracke‘ zeigt große Veränderungen in der Form und der Zeitsituation, auf die Busta anspielt:

Krippensermon für unsere Zeit

Behängt nur die Ställe mit Flitter!  
Die Wahrheit ist glanzlos:  
fauliges Stroh, ein Brettertrog, tränendurchfeuchtet,  
Ochs und Esel würden ihr Futter  
daraus verschmähen.

Wachsam sitzen die Hirten am Grill,  
es brutzelt die Nacht vom Geflügel.  
Herodes kaut einen Zimstern,  
die Weisen sehn fern und schicken  
Whisky nach Bethlehem.<sup>xxxiv</sup>

Auch das zweite Gedicht mit seinem lakonisch-sarkastischen Ton und der gerade dadurch ausgedrückten Kritik ist aktuell geblieben:

Das Brot und das Wort  
sind Kleingeld geworden,  
Vergeudung die Mythen, die Utopien.  
Wir beten um  
tägliche Abfallkübel.<sup>xxxv</sup>

Das letzte Gedicht des Bandes<sup>xxxvi</sup> hat als eine Art Schlußwort besonderes Gewicht; hier thematisiert Christine Busta noch einmal die schon mehrfach angesprochene Sprachentwicklung, indem sie von den ‚feingespinnenen Fäden der Schrift‘ spricht, die man nun ‚Zeile für Zeile wieder auftrennen‘ müsse. Die ‚kunstvollen Muster in Büchern, in Briefen‘ müsse man hinter sich lassen und sich auf folgendes Ziel hinbewegen:

Die *gesprochene* Sprache knüpfen  
von Mensch zu Mensch und durch Dasein reden,  
wie die geduldigen Dinge es tun.

Daß dieser Appell in geschriebener Sprache, noch dazu in der elaborierten Form eines Gedichts, erhoben wird, weist auf eine Paradoxie hin, mit der leben muß, wer Lyrik verfaßt oder rezipiert.

Im Jahr 1981, Busta war sechszwanzig, erschien ‚Wenn du das Wappen der Liebe malst‘<sup>xxxvii</sup>. Der Band enthält durchwegs ungereimte Gedichte höchst verschiedener Art, zum Teil in sehr knapper, ‚später‘ Diktion, zum Teil ausladend lange Texte mit dem Pathos der ‚frühen‘ Lyrik. Es wäre interessant zu wissen, wann all diese Texte entstanden sind und ob vielleicht ältere Textkonvolute in diesen Band Eingang gefunden haben.

Ich möchte aus dem „Wappen der Liebe“ vier Gedichte zitieren, zuerst ein ganz kurzes. Ich selbst habe Christine Busta bei einigen Lesungen erlebt, im großen Saal und im kleinen Kreis in einer Galerie, und da hat sie mit ihrer unverkennbaren, sonoren Stimme auch dieses Gedicht vorgetragen; man kann es als Liebesgedicht verstehen, aber ebenso als Gebet.

Von der Sonnenblume  
möchte ich lernen,  
wie ich Dir mein Gesicht  
zuwende.<sup>xxxviii</sup>

Das Gedicht „Das Singen hat aufgehört“<sup>xxxix</sup> ist nicht nur ein aussagekräftiger Text über Bustas Sprachentwicklung, sondern auch einer, der eine weitere Paradoxie der Lyrik – oder der Literatur überhaupt – verkörpert; er ist eigentlich illusionslos, von Leid geprägt, aber weil er so genau ist, mit einer so plastischen Metaphorik arbeitet, ist diese Illusionslosigkeit, dieses Leid in doppeltem Sinn in ihm aufgehoben, zu einem gelungenen Gedicht geworden, das in sich stimmig und sprachlich schön ist.

Das Singen hat aufgehört.  
Einzelne Worte fallen –  
Sternfunken.

Irgendwo  
trifft es auf,  
dunkel und erzverdichtet.

Spur,  
von Versinkenden geschlagen  
in den wandernden Sand.

Christine Bustas Grundhaltung, das Solidarisch-Dialogische, auch den Aufforderungscharakter vieler ihrer lyrischen Texte finden wir unter anderem im folgenden Gedicht:

Im Flugzeug

Alle Kontinente und Meere  
sind einmal Niemandsländer  
und Niemandsmee gewesen.  
Wir haben sie nach und nach zerstückelt  
in Mein und Dein.

Es wird Zeit, die Reviere wieder  
behutsam zueinanderzufügen  
zu unserem einen Stern.<sup>xl</sup>

Mein Lieblingsgedicht aus diesem Band möchte ich zur Gänze zitieren, obwohl es etwas länger ist. Es faßt in einer gelassenen, freirhythmischen Sprache vieles von dem zusammen, was für Bustas lyrische Haltung charakteristisch ist: einmal den Wunsch nach Verständlichkeit in einer Annäherung an die Diktion des Alltags, wobei Annäherung keineswegs Identität bedeutet, denn diese ‚einfache‘ Sprache ist nie banal und arbeitet sehr genau – ohne jede im Alltagsleben unvermeidliche Redundanz – mit Bildern und den durch sie ausgelösten Gedanken und Gefühlen; weiters zeigt das Gedicht auf seiner inhaltlichen Ebene die Prioritäten der Autorin sehr schön, etwa, wenn sie „die Erkundung der Nähe / von Mensch zu Mensch“ thematisiert oder von „Welterfahrung“ zwischen „Fabriken“ und „Museen“ spricht; der Text verknüpft überdies auf unangestregte Weise das ‚Objektive‘

untrennbar mit dem ‚Subjektiven‘, mit der Lebenswelt der Autorin in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Meine Reisen

Durch viele niebetretene Städte  
bin ich gegangen – mit Freunden, in Büchern.  
Von den vertrocknenden Zungen der Dichter  
empfang ich den Nachgeschmack ferner Länder  
als Rausch oder Bitterkeit.

In den Reisebüros  
war ich nur selten Kunde.  
Die Buchungen waren meist zu teuer  
oder die Zeit zu knapp.

Dennoch war ich viel unterwegs.  
Mühselig genug war die tägliche Ausfahrt  
der Not, der Pflicht, die Erkundung der Nähe  
von Mensch zu Mensch.

Zwischen Naschmarkt und Stephansdom,  
zwischen Museen und Bibliotheken,  
zwischen Fabriken und Spitälern  
liegt soviel Welterfahrung,  
daß ein Leben dafür nicht ausreicht.

Auch das Wasser der Donau wird Meer,  
ihr Kies, ihr Sand erzählt Weltgeschichte.  
Auf jedem Friedhof, den ich besuche,  
ruhn Fremde, Heroen, Aztekenopfer,  
schläft Sodom und Babylon.

Eine Reise für alle versäumten  
bleibt mir noch gutgeschrieben.  
Ich brauche dafür nicht zu sparen.

Das Jenseits beginnt schon im Rathauspark:  
dort stehen drei riesige Pappeln  
erzengelschön.<sup>xli</sup>

Der Jesuit Alfred Focke, der stets vehement für den Dialog Kirche – Literatur eingetreten ist und immer wieder betont hat, daß auch die Bibel Literatur sei, daß man ein literarisches Verständnis brauche, um die biblischen Texte richtig zu verstehen, hat dieses Busta-Gedicht in seinen Vorlesungen (die ich mit Gewinn besucht habe) mehrfach zitiert. Das Werk der Dichterin hat er in den „Wiener Bücherbriefen“, der Besprechungszeitschrift der Wiener Städtischen Büchereien, einmal folgendermaßen umrissen: „Klassisch möchte man am liebsten zu diesen Versen sagen, nicht im Sinne einer literarischen Kategorie, sondern auf Grund einer Ausgewogenheit von Dunkel und Licht, Verzweiflung und Vertrauen.“<sup>xlii</sup> Vertrauen und Liebe – das sind wesentliche Themen im 1985 erschienenen Band „Inmitten aller Vergänglichkeit“. Von der inzwischen siebzig gewordenen Autorin hätte wohl kaum jemand noch einen Band mit – zum Teil sehr sinnlichen – Liebesgedichten erwartet; auch darin zeigt sich, daß Busta sich oft über Konventionen hinwegsetzte. Im folgenden Gedicht beschreibt Christine Busta auf sensible Weise den Beginn ihrer Liebe der späteren Jahre:

Atem-Gedenkttag

Zufällig saßen wir nebeneinander

im Reisebus. Ich war schon länger  
unterwegs gewesen als du –  
der Fremde mit dem nachdenklichen Blick  
und dem scheuen Kinderlächeln.

Wir hatten noch kaum miteinander geredet  
und schauten meist wortlos zurückgelehnt  
ins sanfte Wechseln der Landschaft draußen.  
Plötzlich spürte ich deinen Atem,  
als versuchtest du ganz behutsam,  
Staub von meiner Wange zu blasen,  
vielleicht auch Schatten und Müdigkeit.

So hat es zwischen uns begonnen:  
mit Atem. Vor dreißig Jahren.  
Du atmest mir immer noch zu.<sup>xliii</sup>

Mit der Relektüre dieses Bandes habe ich dreißig Jahre von Bustas lyrischer Entwicklung verfolgt und lesend nachvollzogen, meist in Zehn-Jahres-Schritten: „Lampe und Delphin“ kam 1955 heraus, „Unterwegs zu älteren Feuern“ 1965, „Salzgärten“ 1975, „Inmitten aller Vergänglichkeit“ 1985. Eine Konstante in all diesen Bänden ist auch Bustas ‚lyrische Topographie‘ Wiens, ihrer Heimatstadt, die in vielen Gedichten nicht nur als Hintergrund und Folie dient, sondern als lebensprägende Umgebung selbst zum Thema der Texte wird.

[...] im Judenviertel  
vor den kleinen dunklen Gewölben  
hatten uns erfahrene Händler  
schon ihre Fahnen ausgehängt:  
Blue Jeans, auch rote, grüne und gelbe  
neben viel anderem fröhlichen Buntzeug.  
Und vom sonnenbeglänzten Dach  
der Ruprechtskirche, die ihr Jahrtausend  
unterm Wuchern des Efeus verträumt,  
knatterte eine Salve Tauben  
unserer Ankunft entgegen.

Über Schattengassen und Mittagshelle  
stiller Plätze begannen Glocken  
Langverschwiegenes auszuläuten.  
Und bei Maria am Gestade  
nahm uns im Steingespinst ihres Turmhelms  
ein verloren geglaubter,  
ewigkeitsblauer Kinderhimmel  
wieder in sein Visier.<sup>xliiv</sup>

Die Erkundung der Stadt vervollständigt also die „Erkundung der Nähe / von Mensch zu Mensch“. Christine Busta ist bis ins Alter neugierig geblieben, offen für Eindrücke, Beziehungen, Worte, Bilder. Diese Offenheit ist die Grundvoraussetzung für ihre Gedichte. Und eine solche Haltung hat wohl auch dazu beigetragen, daß – wie aus dem eingangs zitierten Brief ersichtlich ist – vor dreißig Jahren ein damals junger Lyriker ermutigt wurde, seine eigenen poetischen Welten zu erkunden.

---

<sup>i</sup> Christine Busta: Brief an Herta Stallmaier, datiert: Wien, 13. 3. 1977. Original im Besitz des Verfassers.

<sup>ii</sup> Christine Busta: Die Sternemühle. Gedichte für Kinder und ihre Freunde mit Bildern von Johannes Grüger. Salzburg: Otto Müller 1959.

<sup>iii</sup> Vgl. Georg Bydlinki: Metterschlinge und Gespinst. Kinderlyrik in Österreich. In: Almanach zur österreichischen Kinderkultur. Hamburg: Katholische Akademie / IKM Hamburg 1991, S. 54-57.

- 
- <sup>iv</sup> Busta: Die Sternenmühle (Anm. 2), S. unpaginert.
- <sup>v</sup> Ebd., S. unpaginert.
- <sup>vi</sup> Friedl Hofbauer: Die Wippschaukel. Wien: Jugend und Volk 1966.
- <sup>vii</sup> Ebd., S. unpaginert.
- <sup>viii</sup> Busta: Die Sternenmühle (Anm. 2), S. unpaginert.
- <sup>ix</sup> Christine Busta: Die Zauberin Frau Zappelzeh. Gereimtes und Ungereimtes für Kinder und ihre Freunde mit Bildern von Hilde Leiter. Salzburg: Otto Müller o. J. [1979].
- <sup>x</sup> Ebd., S. unpaginert.
- <sup>xi</sup> Ebd., S. unpaginert.
- <sup>xii</sup> Ebd., S. unpaginert. – Im Buch sind die ersten vier Worte des titellosen Gedichts quasi als Ersatztitel versal gesetzt, wodurch die erste Textzeile gebrochen werden musste. Ich habe mir erlaubt, in meinem Zitat diesen Zeilenbruch wieder rückgängig zu machen, um die parallele Formalstruktur der beiden Strophen deutlicher erkennbar werden zu lassen.
- <sup>xiii</sup> Georg Bydlinski (Hg.): Der Wünschelbaum. 151 Gedichte für Familie, Schule und Kindergarten. Wien, Freiburg, Basel: Herder 1984. – Der Band enthält neun Gedichte von Christine Busta, davon vier aus der „Sternenmühle“ („Am fünften Dezember“, „Für den Winterabend“, „Haferschluck, der fromme Löwe“, „Was leise ist und doch gehört wird“) und fünf aus „Die Zauberin Frau Zappelzeh“ („Die Frühlingssonne“, „Die Mutter macht’s leicht, die Wahrheit zu sagen“, „Ostereier“, „Wenn die Schnecke auf Urlaub geht“, „Wovon träumt der Astronaut auf der Erde?“).
- <sup>xiv</sup> Georg Bydlinski (Hg.): Der neue Wünschelbaum. Gedichte für Kinder und ihre Erwachsenen. Wien: Dachs 1999. – Dieser aktualisierte Band enthält, auch aufgrund seines geringeren Umfangs, sechs Gedichte von Christine Busta, je drei aus der „Sternenmühle“ („Am fünften Dezember“, „Für den Winterabend“, „Regen kommt auf Besuch“) und aus „Die Zauberin Frau Zappelzeh“ („Die Mutter macht’s leicht, die Wahrheit zu sagen“, „Ostereier“, „Wenn die Schnecke auf Urlaub geht“).
- <sup>xv</sup> Christine Busta: Lampe und Delphin. Gedichte. Salzburg: Otto Müller 1955 (3. Aufl. 1966).
- <sup>xvi</sup> Christine Busta: Inmitten aller Vergänglichkeit. Gedichte. Salzburg: Otto Müller 1985.
- <sup>xvii</sup> Busta: Lampe und Delphin (Anm. 15), S. 47.
- <sup>xviii</sup> Ebd., S. 46.
- <sup>xix</sup> Ebd., S. 24
- <sup>xx</sup> Ebd., S. 87.
- <sup>xxi</sup> Christine Busta: Unterwegs zu älteren Feuern. Gedichte. Salzburg: Otto Müller 1965.
- <sup>xxii</sup> Christine Busta: Salzgärten. Gedichte. Salzburg: Otto Müller 1975.
- <sup>xxiii</sup> Busta: Unterwegs zu älteren Feuern (Anm. 21), S. 6.
- <sup>xxiv</sup> Ebd., S. 10.
- <sup>xxv</sup> Günter Eich: Botschaften des Regens. Gedichte. Frankfurt: Suhrkamp 1955, S. 56.
- <sup>xxvi</sup> Busta: Unterwegs zu älteren Feuern (Anm. 21), S. 28f.
- <sup>xxvii</sup> Ebd., S. 59.
- <sup>xxviii</sup> Ebd., S. 63.
- <sup>xxix</sup> Ebd., S. 86f.
- <sup>xxx</sup> Busta: Salzgärten (Anm. 22), S. 7.
- <sup>xxxi</sup> Ebd., S. 12.
- <sup>xxxii</sup> Ebd., S. 43.
- <sup>xxxiii</sup> Ebd., S. 48.
- <sup>xxxiv</sup> Ebd., S. 32.
- <sup>xxxv</sup> Ebd., S. 33.
- <sup>xxxvi</sup> „Unter eine Leselampe gelegt“, ebd., S. 92.
- <sup>xxxvii</sup> Christine Busta: Wenn du das Wappen der Liebe malst. Gedichte. Salzburg: Otto Müller 1981.
- <sup>xxxviii</sup> Ebd., S. 7.
- <sup>xxxix</sup> Ebd., S. 11.
- <sup>xl</sup> Ebd., S. 32.
- <sup>xli</sup> Ebd., S. 112f. – Das Gedicht ist übrigens dem engagierten Wiener Kulturstadtrat Viktor Matejka gewidmet.
- <sup>xlii</sup> Zitiert im Anhang zu Christine Busta: Wenn du das Wappen der Liebe malst (Anm. 37), S. unpaginert.
- <sup>xliii</sup> Christine Busta: Inmitten aller Vergänglichkeit (Anm. 16), S. 23.
- <sup>xliv</sup> „Eine Heimkehr“, ebd., S. 18.